

Antragsteller in einzelnen Fällen auch abgelehnt wurde. Die rechtliche Gleichstellung der Juden verlief in Thüringen relativ uneinheitlich und insgesamt langsamer als in den anderen Staaten des Deutschen Bundes. Dies lag zum einen an der territorialen Zersplitterung, zum andern am weitgehenden Fehlen des Reformdrucks, wie er etwa auf dem von Napoleon zutiefst gedemütigten Preußen lastete, oder auf den süddeutschen Staaten, in denen infolge der beträchtlichen Gebietsgewinne politischer Handlungsbedarf herrschte. Der längste Aufsatz des Bandes befasst sich mit dem Beispiel des Herzogtums Sachsen-Meiningen. Das von der dortigen Herzogin erlassene Emanzipationsedikt von 1811 huldigte zwar dem aufklärerischen Denken, sah aber gleichzeitig eine Fülle von Einschränkungen und Gängelungen vor. Das erklärte Ziel, den Juden die gesellschaftliche Gleichstellung zu gewähren und sie in den bestehenden Staatsverband einzugliedern, wurde damit nur halbherzig umgesetzt. Erst 1868, also nach dem Beitritt Sachsen-Meiningsens zum Norddeutschen Bund, erhielten die dort lebenden Juden die vollen staatsbürgerlichen Rechte.

Dem Vorwort ist zu entnehmen, dass der Verein für Thüringische Geschichte 1991 wiederbegründet wurde. Auch er war also offensichtlich wie viele andere Geschichts- und Traditionsvereine vom SED-Staat liquidiert worden. Doch mit dem Ende der Diktatur stürzte auch das staatlich verordnete Geschichtsbild. Ein neues Bemühen um historische Wahrheit, frei von allen ideologischen Setzungen, war die Folge. Das daraus resultierende Engagement ist auch den Aufsätzen dieses Bandes anzumerken, wenngleich es beträchtliche Unterschiede in Länge und Qualität der einzelnen Beiträge gibt. Es handelt sich um die erste größere Publikation dieses Vereins nach der Wende. Sie basiert auf den Vorträgen eines Kolloquiums, das 1994 in Erfurt veranstaltet wurde. Dem Herausgeber ist zu wünschen, dass sein Werk, und alle weiteren, eine zahlreiche Leserschaft findet. Thema und Autoren haben es verdient.

*H. Kohl*

Gerhard Kraft, Paul Dieterich, Johannes Brenz und seine Zeit, Stuttgart (Calwer) 1999. 32 S., zahlr. Abb.

Der Schwäbisch Haller Schuldekan Gerhard Kraft und der ehemalige Haller Dekan und nunmehrige Heilbronner Prälat Gerhard Dieterich haben dieses für dem Religions- und Geschichtsunterricht geeignete Heft verfasst, das mit fiktiven Dialogen und einem fiktiven Lebensbericht des Haller Reformators auf unterhaltsame und anschauliche Weise in die Geschehnisse der Reformationszeit einführt. Im Abschnitt „Die Zeit um 1500“ werden die Voraussetzungen der Reformation skizziert, in „Johannes Brenz und seine Zeit“ erzählt der Reformator selbst von seinem Lebensweg. Abschließend folgen Zeittafeln und ein Glossar, in dem wichtige Begriffe erklärt werden. Auch wenn das eine oder andere Detail nicht mit den überlieferten historischen Fakten übereinstimmen mag (etwa der Reinsberger Pfarrer Herolt als Befürworter der „Zwölf Artikel“ und gejagter Bauernkriegsteilnehmer), so liegt hier doch ein gelungenes und aufgrund seiner ausgeprägten Haller Komponente besonders für hiesige Lehrer interessantes Materialheft vor, das ein Kompliment an beide Autoren rechtfertigt.

*D. Stihler*

Johannes Lehmann, Unser armer Schiller. Eine respektlose Annäherung. Tübingen (Silberburg-Verlag) 2000. 335 S.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen – und das marketingtaugliche Wörtchen „respektlos“ im Untertitel verspricht zunächst eines jener Legendendemontage-Bücher, welche von der exakten Wissenschaft aus oftmals gutem Grund mit verhaltenem Wohlwollen aufgenommen werden.

Jedoch, der Untertitel täuscht – nicht Schiller wird hier demontiert, sondern Goethe. Der Olympier kommt menschlich betrachtet nicht sehr gut weg, denn eine Grundthese Lehmanns ist kurz formuliert diese: Weit davon entfernt, gute Freunde oder sich auch nur sym-

pathisch gewesen zu sein, standen Goethe und Schiller sich menschlich fern: „Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde ihn mir nicht wünschen“ (Schiller über Goethe); (Schiller) „war mir verhaßt“ (Goethe über Schiller). Ihr Bündnis, später olympisch verklärt, war lediglich eine „Wirkungsgemeinschaft“, das Zweckbündnis eines Dichters der sinkenden Verkaufszahlen und „writer's block“ mit einem verschuldeten Nachwuchsdichter. „Ludwig Börne, der ja immer für ein Zitat gut ist, formulierte es so: Schiller und Goethe benutzen sich als Bücher; es ist eine didaktische Freundschaft, ein wechselseitiger Unterricht zwischen ihnen“ (S. 184).

In Grundzügen geschildert werden Schillers harte und Goethes angenehme Jugend, Schillers stete Geldnot und Goethes Reichtum, Schillers revolutionäre Ausrichtung und Goethes kalte Gleichgültigkeit in politischen Angelegenheiten, sein Wesen als „bequemer Royalist“ – man sieht: das Werk lebt von Kontrasten. Dem Rezensenten, seinerseits kein Schiller-Spezialist, drängte sich wiederholt der Verdacht auf, dass hier ein Charakter gegen den anderen ausgespielt werden sollte.

Dazu passt Lehmanns zweite Grundthese: dass Schillers Vernachlässigung in Weimar Methode war und ist. Als Klammer und Beleg hierfür dient die in der Tat makabre Episode der Bestattung des schwäbischen Dichters dort – oder besser, der Bestattungen. Ohne hier allzu sehr in Details gehen zu wollen, wirft diese Geschichte kein günstiges Licht auf die Museumstadt Weimar (bleibt aber sehr unterhaltsam zu lesen). Einverwoben darin ist die Rezeptionsgeschichte Schillers bis in unsere Tage, und das heißt natürlich auch: die „Denn er ist unser“-Mentalität, die sich von den 1848ern über das Kaiserreich, Weimar, die NS-Zeit bis zu den beiden deutschen Staaten nach 1945 erstreckt.

Außerdem geht Lehmann kursorisch aber einprägsam auf Schillers Leben ein, darin eingebettet auf Inhalt und Entstehung seiner wichtigsten Werke und ihrer damaligen Rezeption. Von daher ist das Buch für den interessierten Laien auch gut geeignet als Einführung zu Schiller überhaupt. Ebenso geschildert werden die gemeinsamen Arbeiten der beiden: Die „Horen“, mit viel Elan begonnen und rasch versickert; die „Xenien“, Goethes humorlose Racheverse für Rezensentenverrisse; ebenso die Balladen.

Es ist bereits angeklungen, dass Lehmanns Arbeit bei aller beleggestützten Exaktheit mit Tendenz geschrieben ist. Weder exakte philologische Studie noch akribische Biographie, ist der journalistische Charakter nicht zu leugnen. Cum grano salis dient sie auch als Vadamecum für Goethehasser. Doch deutlich wird, was auch schon für Shakespeare gilt: Goethe und Schiller waren in ihrer Zeit zwar angesehen genug, jedoch keinesfalls die Götter von Weimar, welche heute einsam thronend über die deutsche Literatur herrschen. Und wenn dieser unterhaltsam zu lesende Band allein das verdeutlichen würde, hätte er schon seinen Daseinszweck in der unendlichen Zahl der Goethe-und-Schiller-Literatur gefunden.

*P. Ehrmann*

Uli Rothfuss, Schäffer, Räuberfänger. Der erste „moderne“ Kriminalist Württembergs, Tübingen (Silberburg-Verlag) 1997. 159 S. 25 Abb.

Die kleine Schrift beschäftigt sich mit der Geschichte des „Jaunerwesens“, der charakteristischen Verbrechenform des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Sie würdigt insbesondere den Anteil des württembergischen Oberamtmanns Georg Jakob Schäffer von Sulz (1745–1814) bei der Bekämpfung dieser Art von Kriminalität. Das „Jauner“- und Räuberwesen hatte seine soziologischen, strafrechtlichen und verfassungshistorischen Wurzeln in der territorialstaatlichen Ständegesellschaft des Alten Reichs vor 1806. Die herrschenden Ehrbarkeitsvorstellungen in den kleinräumigen Gebieten des deutschen Südwestens ließen einerseits Straffälligen und ihrem Nachwuchs, das rassisch fremden, keine Chance zur Integration, boten aber andererseits aber einen idealen Nährboden für bandenmässig betriebene Gewalt- und Vermögenskriminalität. Deren Bekämpfung förderte geradezu modern anmutende kriminalistische Methoden wie die Fahndungsliste („Jaunerlisten“) oder die grenz-